

Ein beständiger Skrupel.

---

kinder hatten sich betend vor der Thür des Krankenzimmers versammelt, doch verzögerte sich der Todeskampf bis gegen Mitternacht. Einige größere Mädchen hielten mit einer Schwester bei ihm Wache. Der Kranke behielt das volle Bewußtsein bis zur letzten Stunde. Seine letzten Worte waren: „Jesus, Maria, Joseph! Joseph, ngihlangabeze, Joseph, komm mir entgegen und führe mich zu meinem Erlöser!“ —

Am nächsten Morgen finden wir ihn im weißen Sterbekleid, und gar schön mit Blumen und frischem Grün geschmückt aufgebahrt. Zur Beerdigung fand sich eine zahlreiche Leichenbegleitung ein; P. Rektor hielt ihm eine schöne, rührende Grabrede und auch die Eltern waren trotz ihrer Trauer über den Verlust ihres Sohnes durch den Gedanken an seinen schönen Tod erbaut. — Möge dereinst unser Ende dem seinigen ähnlich sein!



### Ein beständiger Skrupel.

Ein Bur in Südafrika erzählt uns folgendes: Die Docks im Hafen von Kappstadt waren voll von Menschen und Kutschen und ich hatte meinen Weg zu suchen zu dem Schiff, welches dem Kapitän Angelo Braschi gehörte. Die Tafelbay war so voll von Schiffen, daß sie den Hafen bis über die Robbeninsel hinaus füllten und selbst dahinter noch ankerten. Einen Weg zwischen den Schiffen hindurch zu finden, schien für den Beschauer ein Kunststück zu sein, ja, es schien fast unmöglich, bei dieser Menge von Schiffen aller Art.

Es schien jedoch nur so, denn es war hier ein Uhrwerk, welches den ganzen Hafenbetrieb nach modernen Grundsätzen regelte; dies war während des Burenkrieges, wo die ganze englische Flotte hinter De Wet her war, errichtet worden. — Mag dem sein, wie es wolle, ich wußte, daß die „Santa Lucia“ ihren Weg gefunden hatte, und daß sie ihn nicht viele Stunden frei hatte. Wenn ich daher, der Einladung des Kapitäns folgend, sein Schiff besuchen wollte, hatte ich nicht viel Zeit zu verlieren. Ich wünschte, ihn zu sehen, denn er war ein Mann, der es verdiente, daß man ihn kennen lernte. Sein Schiff war nur ein Segelschiff und überdies ein kleines; aber der Kapitän war in jeder Hinsicht, was ich „ein ausgezeichneter Mann“ nenne. Er hätte keine Aussicht gehabt, auf einem Ozeandampfer als Kapitän angestellt zu werden, manche Umstände waren ihm nicht günstig. Einer davon war, daß er kein Englisch konnte und auch kein Verlangen hatte, es zu lernen. Ich glaube, in der Schiffersprache war sein Schiff ein „wanderndes“.

„Wenn du ein Schiff bist, wirst du nicht geachtet, wenn du nicht jahraus jahrein denselben unveränderlichen Weg fährst. Wenn du der Luft folgst, dahin zu fahren, wohin sie dich treibt oder wohin sich eine lohnende Gelegenheit bietet, kommst du auf die Liste der „wandernden“.“



Ich fand, daß dies ein Grund war, warum Kapitän Brischi niemals einen Ozeandampfer befehligen würde; er konnte es nicht fertig bringen, sich sein ganzes Leben lang an gewisse Wege oder Routen zu binden. Es gibt eine Anzahl Schiffer, die auf der ganzen Erde herumfahren und doch nichts sehen. Aber Braschi war keiner von dieser Sorte. Sein gedankenvolles, wetterhartes Gesicht mit den Furchen auf der Stirn sprach von dem Geist des Mannes. Eine Unterhaltung mit ihm war ein Genuß, denn er erzählte gern von den Erfahrungen, die er in anderen Ländern gemacht.

Zum ersten Mal kam ich durch einen Zufall mit ihm zusammen. Ich war an einer vorspringenden Stelle der Docks am Fischen und bekam Schwierigkeiten mit meiner Rute; als er dies merkte, kam er mir in entgegenkommender Weise zu Hilfe, ohne die Selbstüberschätzung, die man sonst bei Schiffsleuten zu finden pflegt. Mein heutiger Besuch war das Ergebnis jenes zufälligen Zusammentreffens. Sichtbar war sein Schiff hergerichtet für eine baldige Abfahrt; der Kapitän schritt das Deck ab, als ich näher kam.

In einer Minute waren wir in einer Kabine und ich wurde seiner Mannschaft, die aus neun Mann bestand, vorgestellt. Ich glaubte hier eher eine große Familie als etwas anderes zu finden. Die Leute kamen alle vom selben Dorfe bei Neapel und der Kapitän hatte die meisten derselben in den Seefahrtsdienst eingeführt. „Dies ist Pietro,“ sagte der Kapitän, als er den jüngsten vorstellte, der zugleich die wichtigste Persönlichkeit auf dem Schiffe war. „Pietro führt jetzt das Leben eines noblen Mannes,“ fuhr er fort; „als ich ihn kennen lernte, war er 13 Jahre alt und hatte nichts anderes zu tun, als die Dohlen in ihre Nester zu jagen und den Kirchturm des Dorfes hinaufzuklimmen.“ Pietro nickte zustimmend und lächelnd über sein jetziges Glück.

„Der Herr muß auf unser Wohl trinken,“ sagte der Kapitän zu seinem Maate, „das ist sein erster Besuch. Geh und hole uns mal Palerner Wein.“

Dies klang wie eine Einladung direkt aus Horaz' Oden. Ich weiß zwar nicht, ob mein Freund etwas von Horaz wußte, aber er lebte in demselben Lande, und Traditionen werden dort gut geführt. Der Wein erschien bald.

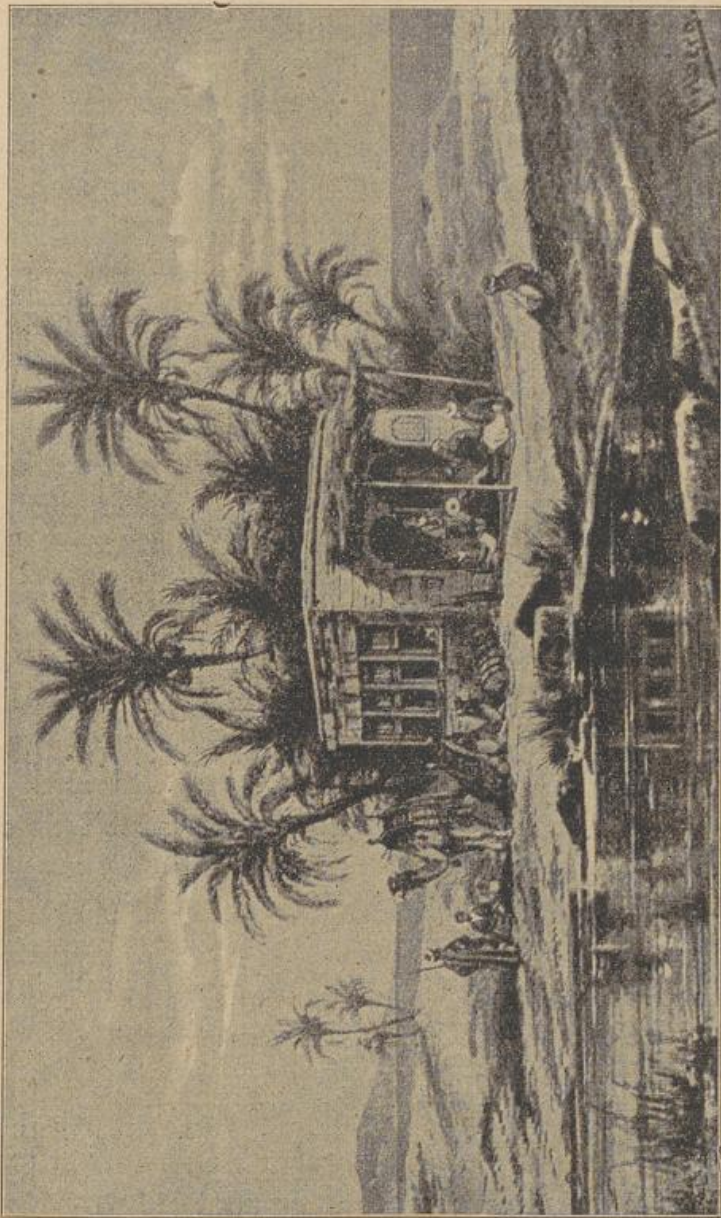
„Diese Flasche,“ sagte der Kapitän, ist ein Geschenk von meinem Freund Beppo; er gab es mir, als ich Sonento verließ. Wir machten vor zwei Monaten zusammen eine Pilgerfahrt zu unserer Frau von Monte Vergine, und die auf dem Monte Vergine Freundschaft schließen, werden sich nie mehr trennen.“

Monte Vergine war mir ein fremder Name. Ich hatte wohl von einem Wallfahrtsort Coretto gehört und von Monte Berice und Gennezano, aber wo war der Monte Vergine? — Der Kapitän las die Frage auf meinem Gesicht.

„Sie kennen den Monte Vergine nicht?“ fuhr er fort, „Sie wissen auch nicht, was eine Wallfahrt ist? Nun, Sie kennen jene großen Ameisenhügel in Afrika, wo die Ameisen in solcher Menge vorhanden sind, daß man meinen sollte, anderswo könnte es keine mehr geben. So sieht es auch auf dem Monte Vergine aus, wenn das Volk aus der ganzen Umgegend dahinströmt, um der „Mama Schiovani“ auf dem Gipfel des Berges einen Besuch abzustatten.“



Der alte Seemann war im vollen Laufe seiner Gesprächigkeit; er beschrieb die wundervollen Kleidungen der Pilger, die Wagen der Reichen, den Eifer jedes Einzelnen; den Gesang der Menge, die sich vorwärts bewegte. Es war ein Volksfest, an dem sich alle Klassen und Lagen beteiligten. Selbst Kranke auf Krankenwagen wurden mitgefahren und manch gebeugter Greis, mühsam auf seinen Stock gelehnt, war unter den Wallfahrern.



Kast in der Dase.

„Aber, Kapitän,“ frug ich, „wer ist denn Mama Schiovana?“ Er lächelte über meine Unwissenheit und ließ sich dann herab, mich aufzuklären. „Jedermann in Neapel kennt Mama Schiovana. Es ist die schwarze Madonna in der Kirche oben auf dem Gipfel des Berges. Einige sagen, sie sei von einem



schwarzen Sklaven gemalt worden und darum nennt man sie die Schiavana. Er machte die Madonna schwarz, weil er selbst schwarz war."

"Denken Sie nicht, daß das falsch war?" frug ich.

"Sicher nicht," war die von lebhaften Gesten begleitete Antwort des Kapitäns; "ich sage nicht gerade, daß sie schwarz war, aber sicher dunkel-olivengrün, wie wir Süditaliener es sind."

"Dann war also schwarz nicht die richtige Farbe?" warf ich ein.

"Warum nicht?" frug er; "dies ist nicht ein Porträt, sondern eine Idee; Sie werden doch sicher zugeben, daß unsere liebe Frau die Schwarzen so gut als die Weißen oder Braunen liebt."

Dies mußte ich schließlich kopfnickend zugeben.

"Sehen Sie, das ist die Idee, welche der Maler verfolgte. Das ist es, was mir wichtig erscheint; die Einheit der Rasse in den Augen Gottes und unserer lieben Frau."

Da erinnerte ich mich, daß auch Chartres, jener schöne Edelstein der französischen Gothik, zwei schwarze Madonnas hat, unsere liebe Frau auf dem Pfeiler, welche in der Mitte der Kirche ist, und die andere Statue, welche teilweise in der Krypta ist, welche unter der Kirche erbaut wurde. Die lateinischen Rassen wundern sich nicht über diese Idee und es schien, als hätte der Kapitän auch diesmal meine Gedanken erraten.

"Ich kann," sagte er, "auch Engländer nicht verstehen; ihr verachtet die Rasse und ihr gebraucht sie doch ungeniert, wenn eure Interessen und eure Leidenschaften es verlangen."

Ich protestierte, ich sei kein Engländer, sondern ein Afrikaner, und die Afrikaner hätten am Kap der guten Hoffnung viel für die Schwarzen getan. "Wir haben mehr als ein anderes Volk auf der Erde getan," sagte ich, "damit die zwei Rassen friedlich nebeneinander leben."

Der Kapitän gab zu, daß er in den Straßen von Kapstadt fühle, daß er in einem christlichen Lande sei. "Ihr unterdrückt die Schwarzen nicht, wie sie es in Amerika tun, noch verzärtelt ihr sie, wie manche Törichte es so gerne tun." In jenen Tagen hatte noch keine weiße Rasse die Idee ausgedacht, eine große europäische Nation mit Waffengewalt niederhalten zu wollen.

Als wir gemütlich miteinander disputierten, leuchtete das Angesicht des Kapitäns plötzlich auf wie bei einer frohen Erinnerung.

"Mama Schiavana gab mir einmal einen angenehmen Auftrag," sagte er lächelnd. "Kennen Sie Pemba?"

Ich mußte zugeben, daß ich jene britische Insel oberhalb Mocambique nicht kannte, worauf er erzählte:

"Wir fuhren ganz gemütlich dahin, als eine Sturmboe kam. Sie können kaum glauben, wie schnell solche Dinge manchmal kommen. Erst sieht man ein bißchen Dunst am Horizont, dann steigt die Spitze eines Wolkenwalles am Horizont auf. Man hört kein Geräusch, aber der kalte Schleier bedeckt ruhig



und langsam die Sonne und den Himmel und Regen und Wind kommen auf einen herunter wie gigantische Schwänze der neunschwänzigen Kaze. Ein alter Schiffer kennt die Symptome und macht gewöhnlich, daß er bald in einen guten Hafen kommt, wenn ein solcher in einer halben Stunde erreicht werden kann. Die „Santa Lucia“ machte kuriose Bewegungen, als wir auf Pemba zufuhren, aber sie ist ein gelehriges Mädchen und fuhr in einen sicheren Meerarm, bevor der Sturm über uns hereinbrach.“

„Wir entkamen mit knapper Not,“ sagte der Maat, der bis jetzt geschwiegen hatte und sich mit seinem Palerner beschäftigte. Dann ging die Erzählung weiter.

„In der Meerenge war nun ein anderes Schiff, ein bekannter Sklavenräuber, wenigstens den seefahrenden Leuten war es als solches bekannt. Dem Unbekannten schien es ein Passagierboot zu sein und Arbeiter zu befördern. Damals hatte es aber nur drei „Passagiere“ an Bord.“

„Es waren schöne, junge Knaben,“ sagte der Kapitän, „es tat uns leid, als wir sie sahen. Der Sturm dauerte drei volle Tage; wir waren beschäftigt auf unserm Schiff und konnten sehen, daß unsere Nachbarn auf dem ihrigen ebenso beschäftigt waren wie wir. Der Kapitän verwendete die meiste Zeit dazu, die Knaben zu schlagen und über sie zu fluchen. Er war ein starker, roher Mensch, ungefähr zwei Meter hoch, breitschulterig, mit kräftiger Brust, was auf die Kraft seiner Schläge und den Ton seiner Flüche schließen ließ. Den Namen des europäischen Landes, aus dem er stammte, will ich lieber nicht nennen. Sie verstehen mich?“ frug Braschi.

„Sie haben recht, ich verstehe,“ war meine Antwort. Dann fuhr Braschi weiter:

„Wir wurden fast krank von der Brutalität, welche wir an der Seite unseres Schiffes sehen mußten; wir waren niemals vorher in solche Nähe eines derartigen Schiffes gekommen. Je mehr wir darüber nachdachten, um so unangenehmer wurde uns die Tatsache, daß wir so nahe bei den Armen waren und ihnen doch nicht helfen konnten. Ich dachte manchmal, denen müßte es doch lieb sein, wenn sie einmal in einen solchen Typhon kämen, um auf diese Weise ihren Herrn los zu werden. Sie waren tagtäglich in einem Sturm, der mehr heulte, als der auf der offenen See.“

„Ja,“ sagte der Maat, „es waren Zeiten, daß man die Stimme des Kapitäns klar durch den Sturm hindurchhören konnte.“

„Da gab mir auf einmal die Mama Schiovana in den Sinn, daß wir doch die armen Jungen freimachen müßten; es war ein plötzlicher Gedanke, eine innere Eingebung.“

„Auf jeden Fall,“ sagte der Maat.

Der Kapitän fuhr fort: „Wir steckten unsere Köpfe zusammen und nach kurzer Zeit war unser Plan gemacht. Es war wirklich ein Fall von Kriegskunst zur See. Man muß die Manieren der Seeleute kennen, um die Bedeutung



des Gelingens würdigen zu können. Es waren nur drei weiße Matrosen auf dem andern Schiff, und wenn es uns nicht gelang, zwei davon unschädlich zu machen, hatten wir keine Aussicht auf Erfolg und Befreiung der drei „Passagiere“.

Am Morgen des dritten Tages ließ der Wind nach und die Sonne begann die schmale Meeresbucht etwas schöner zu machen. Wir konnten auf dem andern Schiffe gehört werden. Der Wechsel der ersten Begrüßungen war nicht ermutigend.

„Dumme Kerle seid ihr,“ das war alles, was wir aus dem groben Häuptling herausbringen konnten. „Wir haben zu trinken,“ schien uns darauf die beste Antwort zu sein. Es war einfach eine Einladung an die Fliege, in das Empfangszimmer der Spinne zu kommen; aber wie gewöhnlich wußte die Fliege das nicht. Diese Bremse wurde auf einmal so zahm, wie eine sanftmütige Stubenfliege. Der Häuptling schwor mit freundlichen Versicherungen, wie angenehm er überrascht sei und versprach, mit seinem Maat zu kommen.

In weniger als zehn Minuten hatten wir ihn an Bord, nachdem das kleine Boot an der Seite unseres Schiffes angebunden war. Wir fanden, daß der gezwungene Aufenthalt in dem Meeresarm ihnen Gelegenheit gegeben hatte, ihren Magen vollständig zu entleeren; sie waren so trocken wie Wüstensand. Ich brauche Ihnen nicht genau zu beschreiben, was dann vorging. Wir begannen mit gutem Salerner, der ihnen völlig unbekannt war, dann kamen wir zu schlechtem Branntwein. Sie waren so jovial geworden wie Schuljungen. Die weiteren Vorgänge in diesem Prozeß wissen Sie. Der Kapitän mußte eine Panzerplatte in seinem Magen gehabt haben, so lange widerstand er dem unausbleiblichen Ende, aber schließlich kams doch. Seine Zunge wurde dick und ungelenk, sein Kinn sank auf die Brust; sein Verlangen zu sprechen, war sichtlich größer, als sein Vermögen dazu. Zum Schluß sank er in einen tiefen und schnarchenden Schlaf. Sein Maat war schon in einem zweiten Schlaf. — Sie waren ein paar richtige Raufbolde, deren graue Haare einen verleitet haben möchten, Besseres von ihnen zu erwarten.“

„Aber,“ fiel ich ein, „die Mama Schiovana gab Ihnen doch nicht ein, die Leute trunken zu machen?“

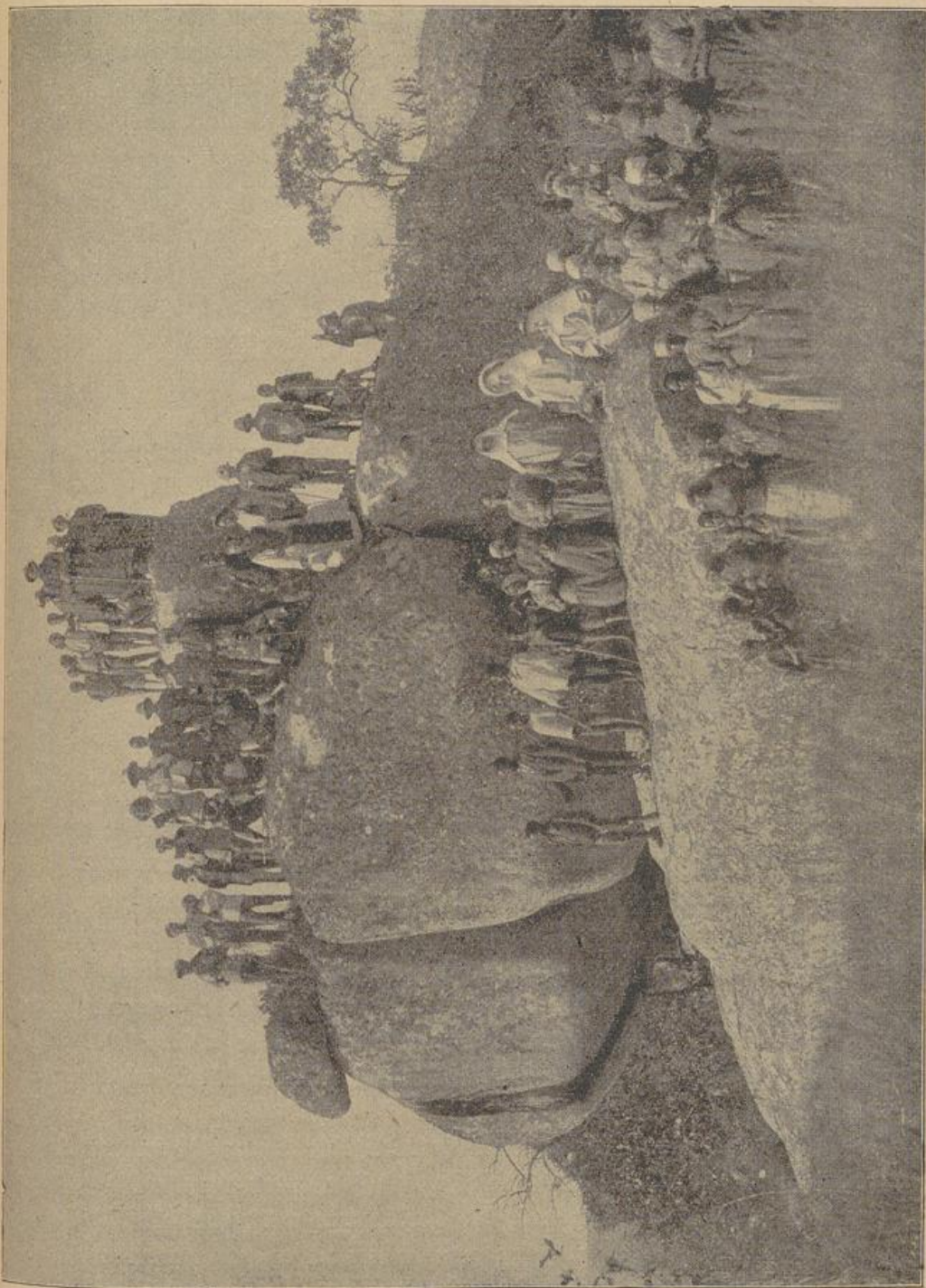
„Gott bewahre,“ sagte der Kapitän, „das war unser Plan; aber ich hoffe, die Mama Schiovana wird uns um unserer guten Absicht willen verzeihen. Dieser beständige Skrupel hat mir schon viel Sorgen gemacht.“

„Wenigstens retteten wir die Knaben,“ fiel der Maat ein.

„Wir ließen die zwei schlafenden Schönheiten unter der Obhut des Kabinenjungen zurück und begaben uns zu dem kleinen Schiff. Dort überwältigten wir den einzigen zurückgebliebenen Matrosen. Er gab bald nach und wir brachten ihn mit den drei „Passagieren“ nach unserm Schiff. Wir brauchten doch jemand, der uns von unserer überflüssigen Ladung befreite und dieselbe dahin zurückbrachte, wohin sie gehörte.“



Sie sollten die Freude dieser schwarzen Jungens gesehen haben! Ich habe an der Küste einige arabische Brocken aufgefangen und war imstande,



Auf dem Ghuwiraberg bei Zirashill in Rhodesien.

ihnen mein Vorhaben zu erklären. Sie sprangen in die Höhe, tanzten vor Freude, besonders, als das Boot mit der für uns überflüssigen Ladung sich von uns entfernte."



„Das war unser Teil an dem Streich,“ fiel der Maat wiederum ein, „aber die Mama Schiovana schickte uns einen guten Engel in Form eines guten Windes. Wir hatten auch keine Zeit zu verlieren, denn die alten Säufer werden bald wieder zu sich gekommen sein. Die „Santa Lucia“ schwamm aus dem Meeresarm wie ein Schwan und löste sich von ihrer schlechten Gesellschaft, als wenn sie froh wäre, fortzukommen, aber zu selbstbewußt, um zu fliehen.“

„Was stelltet ihr denn mit den drei Jungen an?“

„Wir kannten einen alten Missionar auf dem Festland und dachten, der wird schon für sie sorgen, und er hat es auch getan.“

Aber je weiter wir uns von Afrika entfernten, um so mehr Bedenken kamen uns wegen unseres Tränkens dieser Durstigen. Es war eine schlechte Handlung.“

„Riskant war es schon,“ murmelte ich.

„Was würden Sie denn getan haben?“ frug der Maat.

Ich gab ihm keine Antwort darauf. — Möge die Mama Schiovana euch vergeben!



## Opfermut für den wahren Glauben.

Von Schwester Capistrana, C. P. S.

Eines Tages kam ein ungefähr 14 Jahre altes Mädchen, die Tochter eines protestantischen Pastors, und bat um Aufnahme in die Schule; sie wollte katholisch werden. Es war natürlich für den Pastor nichts Geringses, daß seine eigene Tochter ihm untreu werden wollte. Von Zorn entbrannt kam er nach einigen Tagen, um seine Tochter mit Gewalt aus der Schule zu nehmen. Zu Hause angekommen, wartete eine Tracht Prügel auf das Mädchen, so daß ihm der Mut, den Glauben seines Vaters zu verwerfen, für immer vergehen sollte. Das Mädchen ließ sich aber durch die Schläge weder abschrecken, noch einschüchtern, sondern kam nach 3—4 Wochen zum zweiten Male und bat um Aufnahme.

Wir stellten ihr die Schwierigkeiten vor, die ihre Eltern ihr in den Weg legen werden; doch umsonst. Das Mädchen ließ sich nicht abweisen. — Dem Vater war das zuviel. Er ging auf das Gericht und verlangte einen Schein, um seiner Tochter den Weg zur Heimat gerichtlich zeigen zu können. Uns tat es leid um das arme Kind, denn wir wußten, daß noch größere Mißhandlung auf es warte. Wir hörten jedoch nichts mehr von dem Mädchen.

Da — nach zwei Monaten stand es eines Tages wieder vor unserer Schule. „Gebt mir doch jemand,“ bat es dringend, „der mich auf eine andere Miß-